
Viertes Kapitel.

Die Römer machen sich den benachbarten Völkern Italiens fürchtbar.

Der Schauplatz, auf welchem die weltberühmten Römer zuerst ihre Rolle spielten, war anfangs sehr eingeschränkt *). Er lag in demjenigen Theile des jetzigen päpstlichen Gebietes, den man Peters Erbguth (Patrimonium Petri) nennt. Dieses Land hieß damals Latium. An der nordwestlichen Gränze desselben floß die Tiber. In diese ergoß sich der Anio (Teverone), der von Osten nach Westen seine Richtung nimmt. In diesem Latium wohnten, neben den Römern, auch

*) Th. II, S. 114.

auch die Herniker und die Volser; jene an der nördlichen, und diese an der südöstlichen Gränze. Die Bezwingung der letztern kostete den Römern große Mühe und Anstrengung.

Rom, die Hauptstadt desselben, dehnte sich, an beyden Seiten der Tiber, über mehrere Berge aus, und war damahls schon eine große Stadt, welcher herrlichgebauete Wasserleitungen mehrere Meilen weit das reinste und gesundeste Wasser zuführten, welche vortreflich gewölbte unterirdische Gänge oder Cloaken von allem Unrathe befreysten. Der merkwürdigste Theil dieser Stadt war der römische Versammlungsplatz (das Forum). Nahe bey demselben befand sich die Anhöhe, auf welcher sich das Capitolium erhob. Dieß bestand aus einer Festung, welche den Haupttempel der Römer, oder drey, unter einem gemeinschaftlichen Dache stehende, Tempel der vornehmsten Götter, des Jupiters, der Juno und der Minerva, einschloß. Am Ausflusse der Tiber lag der gute Hafen Ostia. Ostwärts von Rom fand man die berühmte Stadt Alba longa, die Residenz der Vorfahren des Romulus. An der Küste des Meeres, welches

ches damahls das tyrrhenische, oder untere, hieß sag Antium, die Hauptstadt der Volscer, welche frühzeitig wegen ihrer ausgebreiteten Schiffahrt berühmt war. Nordwärts breitete sich das Land der Sabiner, der Marser und der Peligner aus. Die Sabiner, welche der Anio von den Römern trennte, trieben viel Viehzucht. Ihr Hauptort hieß Cures, und unter ihren übrigen Städten war Fidenä wegen ihrer Größe, und ihrer Volksmenge, merkwürdig. Die Marser, das streitbarste unter den Völkern dieser Gegend, breiteten sich in dem jetzigen Abruzzo ultra aus,

Gegen Westen gränzte das römische Gebieth an Etrurien, welches um diese Zeit das angebauteste und volkreichste Land in Italien war. Es begriff das jetzige Großherzogthum Toscana. Die Einwohner desselben, die einen sehr ernsthaften Charakter hatten, übertrafen alle übrigen Völker Italiens, in Ansehung der feinern Ausbildung in Künsten und Wissenschaften, und hatten einen durch Seehandlung erworbenen Wohlstand, um welchen sie andre Nationen beneideten. Ihnen lernten die Römer manche gute Einrichtung ab.

Die

Die östlichen Nachbarn der Römer waren die Samniter und Campaner. Jene machten sich durch ihren kriegerischen Muth, der die Römer manchemahl in Verlegenheit setzte, merkwürdig. Im Lande der Campaner war Capua, eine uralte, prächtige Stadt, der Hauptort. Nördlich von dem Lande der Sabiner kam Umbrien und Picenum; zwey Landstriche, die sich bis an das adriatische Meer erstreckten.

Dies waren die Länder und Völker, welche die römische Tapferkeit über zweyhundert Jahre hindurch beschäftigten. Rom hatte jetzt (509) keine Könige mehr*); im Grunde hatte sich aber seine Verfassung wenig geändert. Die beyden Consuln hatten eben so viel Gewalt, als die Könige ausübten, und der ganze Unterschied bestand darin, daß sich zwey in diese Gewalt theilten, und daß sie ihre Stelle nicht länger als ein Jahr verwalteten. Uebrigens genossen sie alle Rechte, alle Ehrenzeichen der Könige: doch durfte nur einer die

Victor

*) Theil II, S. 118.

Victoren mit den Ruthenbündeln vor sich hergehen lassen, damit dieser furchtbare Anblick doppelt nicht zu schreckhaft werden möchte.

Die tarquinische Königsfamilie war nach der herrurischen Stadt Tarquinii, ihrem Stammorte, geflüchtet, und sie hatte den Gedanken, zu ihrer vorigen Gewalt in Rom zu gelangen, so wenig aufgegeben, daß sie vielmehr allerley Entwürfe machte, um diesen Gedanken zur Wirklichkeit zu bringen. Die königlichen Prinzen hatten manchem patricischen jungen Herrn ein sehr angenehmes, zwangloses Leben verschafft. Dieß hörte unter der Regierung der ernsthaften Consuln auf, und die jungen Herren sehnten sich daher nach der Rückkehr der vorigen Verfassung. Ihre Sehnsucht verstärkten Gesandten des vertriebenen Königes, welche den Auftrag hatten, dessen Güther zurückzuverlangen. Diese bewogen sie, zum Vortheile der Königsfamilie, eine heimliche Verbindung zu schließen. Die jungen Herren benahmen sich aber dabey nicht vorsichtig genug. Ein Slave, der die Verschwornen belauscht hatte, nahmens

Vinz

Vinder, entdeckte das Geheimniß. Wie sehr erschrafen aber nicht die beyden Consuln, als sie ihre nächsten Verwandten an der Spitze der Verschwornen sahen! Zwey Söhne des Brutus, und drey Brudersöhne des Collatinus, hatten sich verbindlich gemacht, das Gebäude der Freyheit, das ihr Vater und ihr Onkel zu befestigen bemühet waren, wieder umzusstürzen.

Am frühen Morgen des folgenden Tages erschien die Bürgerversammlung. Brutus und Collatinus bestiegen die Richterstühle. Die Verräther waren, die Hände auf den Rücken gebunden, an Pfähle geschnürt. Brutus verlor zuerst seine Söhne. Die Briefe, bey welchen man sie überrascht hatte, bestätigten die Aussage des Slaven bis zur völligen Ueberzeugung. Die Verbrecher konnten kein Wort zu ihrer Vertheidigung hervorbringen; es flossen nur Thränen. Die Versammlung wurde durch die traurige Lage der schönen Jünglinge gerührt. Die Senatoren nahmen an ihrem Schicksale den lebhaftesten Antheil. Sie flüsterten einander das Wort: Verweisung! zu. Collatinus weinte; nur Brutus blieb unerschützt.

schütterlich. Seine Vaterzärtlichkeit vergessend, dachte er in diesem Augenblicke an weiter nichts, als an die Pflichten, die er dem Vaterlande schuldig war. Mit entschlossener und fester Stimme sagte er zu den Victoren, welche bey den Römern die Stelle des Scharfrichters versahen: „Ich übergebe sie euch, Victoren; vollziehet an ihnen, was die Gesetze gebiethen!“ Bey diesen Worten brach die Versammlung in ein lautes Geschrey aus, und auf den Gesichtszügen eines jeden war der mitleidigste Schmerz abgebildet. „Wir geben sie,“ rufte die Versammlung einstimmig aus, „ihrem Vaterlande und ihrer Familie wieder!“ Aber weder diese ganz unzweydeutige Erklärung der Versammlung, noch die rührenden Klagen der jungen Verbrecher, waren vermögend, des Brutus Standhaftigkeit zu erschüttern. Die Victoren entkleideten die Söhne des Consuls, bunden ihnen die Hände auf den Rücken, schlugen sie, nach römischer Sitte, erst mit Ruthen, und hieben ihnen hernach den Kopf ab. Als die Hinrichtung, welcher Brutus mit unverwandtem Blicke zusah, geschehen war, stieg er von der Richter Bühne herab, um die Verurtheilung der
 übriz

übrigen Verbrecher seinem Amtsbruder zu überlassen.

Collatinus, der seine beyden Neffen zu retten wünschte, verschob das Verhör auf den folgenden Tag, um Zeit zu gewinnen. Er wollte sogar den Sclaven, der die Verschwörung entdeckt hatte, dem Ankläger Publius Valerius, einem der vornehmsten Vertheidiger der Freyheit, wegnehmen lassen. Die Versammlung wurde darüber so aufgebracht, daß sie sich nicht eher beruhigte, als bis Brutus in ihre Mitte zurückkehrte. Der unglückliche Vater, der kaum einige Minuten Zeit gehabt hatte, um den Empfindungen seines Herzens nachzuhängen, gehorchte der Einladung der Versammlung, bestieg die Richterbühne mit der vorigen Geistesstärke, und erklärte: er habe als Vater, als Gebiether, über das Schicksal seiner Kinder gehandelt, und es bliebe jetzt der Versammlung überlassen, ob sie sein Beispiel der Strenge nachahmen, oder ob sie es gegen ein gelinderes Verfahren vertauschen wolle. Was konnte nun die Versammlung, im innigsten Gefühle der Achtung für den Brutus, weiter thun, als die Brudersöhne

des

des Collatinus gleichfalls hinrichten lassen! — Collatinus hatte sich übrigens, durch die partheyische Behandlung seiner Nessen, das Zutrauen der Bürgerschaft dergestalt entzogen, daß es Brutus bedenklich fand, die Consulwürde an seiner Seite länger zu verwalten. Er trug daher auf seine Absetzung an. Collatinus wollte sich vertheidigen; aber niemand hörte auf ihn, und er war in Gefahr, sich seiner Stelle auf eine schimpfliche Art beraubt zu sehen. Dieß bewog ihn endlich, freywillig abzudanken. Brutus dachte so edel, ihm aus dem Schatze des Staates ein Geschenk von 20 Talenten zu verschaffen, und noch edler war es, daß er zu diesem Geschenke 5 Talente aus seinen eignen Mitteln hinzufügte. Des Collatinus Nachfolger wurde Publius Valerius, der sich durch sein patriotisches Betragen den Namen Bürgerfreund (Poblicola) erwarb. Der edle Brutus fand seinen Tod in einem Gefechte mit benachbarten Völkern, die sich der vertriebenen Königsfamilie annahmen.

Da der Plan, das königliche Haus durch eine Verschwörung nach Rom zurückzubringen, verunglückt war, so versuchte es dasselbe,
durch

durch offenbare Gewalt wieder zum Besitze seiner verlorrenen Rechte zu gelangen. Porfsena, ein mächtiger heretrurischer König, der zu Clusum (Chiugi) seine Residenz hatte, bildete sich ein, es würde ihm zur Ehre gereichen, das römische Königthum wieder hergestellt zu haben; auch war es ihm wohl nicht gleichgültig, ein für die Monarchen so gefährliches Beyspiel ungeahndet zu lassen.

Der neuen Regierung zu Rom schienen des Porfsena Drohungen keinesweges unbedeutend. Sie war wegen der Gesinnungen der gemeinen Bürger nicht ganz unbesorgt. Die sogenannten Plebejer fühlten den Unterschied, der in Ansehung der Rechte und Vorzüge zwischen ihnen und den Patrietern statt fand, immer stärker, und sie würden eine Regierungsveränderung, welche den Uebermuth des privilegierten Standes niedergedrückt hätte, gewiß nicht ungern gesehen haben. Hierdurch wurde der Senat, bey der damaligen kritischen Lage des Staates, bezwogen, alle Mühe anzuwenden, um sich der Liebe der Bürgerschaft zu versichern. Man kaufte Getreide auf, um dem Mangel, woran die meisten gemeinen Bürger litten, durch
wohl:

wohlfeile Preise abzuheffen; man wälzte die mehresten Abgaben auf die Reichen. Dieß bewirkte, daß selbst die gefährliche Lage der Stadt die innere Ruhe nicht stören, daß sie den Abscheu für die Königswürde nicht unterdrücken konnte. Alle Bürger Roms waren von dem Wunsche, die Freyheit des Vaterlandes zu vertheidigen, auf das stärkste beseelt, und dieser Wunsch gieng in erstaunenswürdige Beyspiele von Muth und Tapferkeit über.

Porsena war (507) mit seiner großen Anzahl von Truppen den Schaaren der Römer so sehr überlegen, daß er sie zum Rückzuge in die Stadt nöthigte. Schon war er im Begriffe, über die hölzerne Brücke, welche über die Tiber führte, in die Stadt selbst einzudringen; aber ein entschlossener Römer, Horatius, vereitelte seinen Anschlag. Er und noch zwey andre tapfere Männer thaten am Eingange der hölzernen Brücke den andringenden Petruviern so lange Widerstand, bis die Brücke hinter ihnen abgebrochen war. Jetzt blieb nur noch ein kleiner Theil, ein Balken der Brücke, übrig, und nun bath

Horaz

Horatius die zwey Helben, die bisher an seiner Seite gefochten hatten, sich gleichfalls zu entfernen. Ganz allein forderte er jetzt mit trotziger Miene, und bitterm Vorwürfen, die Anföhrer der Hetrurier zur Fortsetzung des Kampfes auf, die, nachdem sie sich einige Minuten bedacht hatten, ein großes Geschrey erhoben, und ihre Wurffspieße nach ihm schleuderten. Dieser Menge von Wurffspießen hielt Horatius seinen Schild entgegen. Das Gedränge wurde aber immer lebhafter, und Horatius war in Gefahr zu unterliegen, als der letzte Balken der Brücke einstürzte, als das Freudengeschrey der Römer ihm die Ausföh- rung seines Anschlages verkündigte. Horatius sprang nun mit seiner ganzen Rüstung in den Fluß, und erreichte, unter einem Regen von Pfeilen, glücklich das jenseitige Ufer. So rettete sein Muth und seine Entschlossenheit den römischen Staat von seinem Untergange. Er hatte im Gefechte ein Auge eingebüßt; daher bekam er den Beynahmen Cocles (mit einem Auge). Der Staat wollte dem so verdienstvollen Manne seine Dankbarkeit beweisen; daher ließ er ihm auf dem Versammlungsplatze eine Bildsäule errichten; daher

daher schenkte er ihm einige Länderey. Doch auch die Privatleute wollten den Horatius von ihrer Erkenntlichkeit überzeugen. Da er nun in sehr dürftigen Umständen lebte, so bestrebte sich jedermann, diesem Mangel abzuhelfen.

Porsena, der durch den Horatius abgehalten worden war, sich über die Brücke einen Weg in die Stadt zu bahnen, setzte nun auſſer derselben über die Tiber, und schloß den Hauptſiß der Römer auf allen Seiten ein. Schon schmeichelte er sich mit der Hoffnung, daß sich die Römer durch eine anhaltende Einschließung würden zur Unterwerfung gezwungen sehen. Der Gedanke an dieselbe war einem jungen Patricier, C. Mucius, unerträglich. Er faßte den kühnen Entschluß, den König der Hetrurier zu tödten. In dieser Absicht schlich er sich, in hetrurischer Kleidung, mit einem Dolche unter seinem Gewande, in das Lager des Porsena. Eben wurde bey dem Hauptquartiere der Sold ausgeheilt. Das Gedränge war also lebhaft. Neben dem Porsena saß sein Staatssecretär, der sich in Ansehung der Kleidung wenig von

Galletti Weltg. 3r Theil. O ihm

ihm unterschied. Mucius sah, daß er sehr beschäftigt war; daß die Soldaten sich ihm vorzüglich näherten. Da er nun nach dem eigentlichen Könige nicht erstlich lange forschen konnte, so stieß er seinen Dolch in die Brust desjenigen, den er für den König hielt. Der Secretär stürzte nieder, und Mucius, der sich mit seinem blutigen Dolche durch den erschrockenen Haufen der Anwesenden den Rückweg bahnte, wurde von der Leibwache des Porsena ergriffen, und vor den Sitz desselben gebracht. Er sprach hier mit eben der Entschlossenheit, mit der er gehandelt hatte. Er kündigte dem erzürnten Monarchen an, daß er zwar nicht nöthig habe, wegen einer Schlacht, besorgt zu seyn; daß aber noch eine große Anzahl von Jünglingen seiner Nation sich gegen das Leben des Feindes ihres Vaterlandes verschworen hätte. Porsena drohete ihm mit der Feuer-; Marter, wenn er die Theilnehmer seines Anschlages nicht kund machen würde. Mucius, der ihn überzeugen wollte, wie wenig körperliche Schmerzen auf seinen Geist Eindruck machten, stieß seine Hand in eine glühende Opferpfanne, die auf einem Altare stand, und schien auf

die

die Qual, die ihm dadurch verursacht wurde, gar nicht zu achten. Der darüber äusserst erstaunte Porsena sprang von seinem Sitze herab, und befahl, den bewunderungswürdigen Römer vom Altare zu entfernen. Er pries seine Unererschrockenheit, und schickte ihn seiner Nation zurück. Da Mucius durch diese freywillige Aufopferung seine rechte Hand verlohren hatte, so hieß er seit der Zeit der Linkhändige (Scaevola). Porsena hatte nun von dem Muthe und von der Entschlossenheit der Römer einen so hohen Begriff bekommen, daß er dadurch bewogen wurde, der tarquinischen Königsfamilie seinen fernern Beystand zu entziehen, und mit dem römischen Staate Frieden zu machen.

Für diesen Frieden gaben ihm die Römer ein Stück Land; auch lieferten sie ihm zehn Jünglinge, und eben so viel Mädchen, als Geiseln, aus. Eins von den letzten, Clodia, beredete die übrigen, sich der Aufsicht der Etruscer zu entziehen, und in das geliebte Vaterland zurückzukehren. Die Mädchen schwammen, des Pfeilregens der Etruscer ungeachtet, glücklich über die Tiber. Doch der edelsten

kende Consul Valerius schickte sie dem Persena wieder zurück. Seine musterhafte Denkart, und der Muth der Clodia, machte auf den etruscischen König so viel Eindruck, daß er dem entschlossenen Mädchen die Erlaubniß gab, nicht nur selbst nach Rom zurückzukehren, sondern auch einige von den Jünglingen, die ihm als Geiseln ausgeliefert worden waren, mitzunehmen, und sie wählte die jüngern, deren zartes Alter den Beleidigungen sich am wenigsten entziehen konnte. Solche uneigennützig, edle Gesinnungen besaßen damals die Römer!

Mucius, dem die Römer den Frieden mit dem Persena verdankten, wurde mit einem Stücke Land belohnt, und die verdienstvollsten Männer dieses Zeitalters priesen sich glücklich, vom Staate eine solche Belohnung zu erhalten. Da herrschte aber auch noch kein Reichthum, kein Luxus in Rom; da starb Valerius der Bürgerfreund, der mehr als einmahl Consul gewesen, so arm, daß man ihn auf Kosten des Staates begraben mußte, und dennoch hatte Rom nicht leicht einen vortrefflichern Feldherrn, einen eifrigern Patrioten, einen tugends

tugendhaftern Bürger. Männer von ähnlichen Gesinnungen fanden sich indessen unter den damaligen Römern noch viele, und da war keiner, der in seiner Brust nicht das glühende Verlangen hegte, der Vertheidigung der Freyheit seines Vaterlandes die äuffersten Kräfte aufzuopfern. Was ließ sich da von einem Volke erwarten, welches auf 150,000 freye Bürger zählte? Wie ehrenvoll war es nicht für denjenigen, der sich diesen tapfern Leuten zugesellen durfte? Durch diesen Gedanken wurde Appius Claudius, einer der reichsten und angesehensten Sabiner, bewogen, nach Rom zu ziehen. Es folgten ihm 5000 Familien nach. Appius Claudius wurde unter die Senatoren aufgenommen; auch erhielt er 25 Acker Land. Von den übrigen Sabinern bekam jeder nur 2 Acker, und die neuen Ansiedlinge nahmen den vierten Theil der ganzen Stadt ein. Die Sabiner, welche mit den Römern damals Krieg führten, wurden durch den Abzug des Appius Claudius merklich geschwächt. Die Römer drangen (502) bis zu ihrer Hauptstadt Cures vor, besiegten sie in einer Schlacht, in welcher über 10,000 Sabiner getödtet und 4000 verwundet wurden.

den, und schwächten sie dadurch so sehr, daß sie den Frieden mit Getreide, Geld und zehn tausend Aekern Land erkaufen mußten.

So ein Friedensschluß war ein reizendes Mittel, den Muth der Römer anzufeuern, und an Gelegenheiten, diesen Muth zu beweisen, fehlte es gar nicht. Die Oberhäupter der benachbarten Nationen brauchten eben keine große Klugheit, um einzusehen, daß die anwachsende Macht des römischen Staates ihnen sehr gefährlich werden könnte. Sie mußten also den Wunsch fühlen, dieser Macht zu rechter Zeit entgegen arbeiten zu können. Hierzu kam, daß die übermüthigen Römer sie manchmal kränkten und beleidigten. Schon aus diesem Grunde zeigten sie sich bereitwillig, die vertriebene Königsfamilie der Römer zu unterstützen. Dieß thaten besonders die nächsten Nachbarn derselben, die Lateiner. So ansehnlich die Macht der vereinigten lateinischen Völker war, so hätten die Römer doch nicht Ursache gehabt, sich vor derselben zu fürchten, wenn sie auf die guten Gesinnungen ihrer gemeinen Bürger hätten rechnen können. Allein es herrschte zwischen den Ple-

bejern

bejern und Patriciern, oder den vornehmen Familien, welche die Regierung an sich gerissen hatten, damahls eine lebhafte Mißbilligkeit, welche das drückende Verfahren, welches die letztern gegen die erstern sich erlaubten, zur Ursache hatte.

Die meisten Plebejer befanden sich damahls in einer dürftigen Lage. Die Länderey, die sie hatten, war nicht groß genug, um ihnen ihr Jahrbrod zu gewähren. Sie mußten daher den Patriciern, welche die meisten Acker besaßen, das Getreide abkaufen. Wenn sie nun, wie dieß oft geschah, das Geld schuldig blieben, so wurden sie von ihren patriotischen Gläubigern unbarmherzig behandelt. Die Liebe für den Staat, der sie so wenig glücklich machte, verschwand daher allmählig, und sie nahmen sich vor, nicht eher wieder in den Krieg zu ziehen, als bis ihnen ihre Schulden würden erlassen seyn. Die Reichen und Vornehmen, meynten sie, möchten einen Staat, in welchem blos auf ihren Vortheil Rücksicht genommen würde, allein vertheidigen. Die Senatoren befanden sich in großer Verlegenheit. Die Lateiner droheten, und die Bürger woll:

wollten nicht fechten. Schlau besannen sie sich endlich auf ein Mittel, daß seine Wirkung nicht verfehlte. Sie trugen der Bürgerversammlung vor: die gegenwärtigen Umstände wären so bedenklich, daß sie es nöthig machten, ein uneingeschränktes Oberhaupt zu ernennen. Dieses einzige Oberhaupt, welches man einen Dictator nannte, sollte aber seine große Gewalt, um sie nicht mißbrauchen zu können, nicht länger als ein halbes Jahr ausüben. Die gemeinen Bürger wurden durch diesen listigen Vorschlag der Vornehmern so überrascht, daß sie ihm nicht widersprachen; und Rom erhielt jetzt (497) zum erstenmahl einen Dictator, der sich einen Gehülfen, einen sogenannten General der Cavallerie (Magister Equitum) erwählte. In der Folge kam die Gelegenheit, einen Dictator zu ernennen, sehr oft. Man ernannte ihn manchmal einer sehr unbedeutenden Ursache wegen, und seine Bestimmung bestand zuweilen bloß darin, daß er zur Versöhnung der Götter, deren Zorn irgend ein unglückliches oder gefährliches Schicksal der Stadt Rom anzukündigen schien, in die Wand des Capitolstempels einen Nagel einschlagen mußte.

Das

Damahls aber war die Ernennung eines Dictators für Rom sehr wichtig. Die Plebejer ließen sich jetzt willig anwerben, und die Lateiner wurden am See Regillus (bey dem jetzigen Frascati) so nachdrücklich geschlagen, daß sie 30,000 Mann verlohren, und daß sie sich glücklich schätzen mußten, die alte Verbindung mit den Römern wieder erneuern zu dürfen. Tarquin, der nun nirgends mehr Schutz fand, brachte die noch übrigen Tage seines Lebens in Campanien zu, wo er (496) im neunzigsten Jahre seines Alters starb.

Rom, das nun von Seiten der tarquintischen Familie ganz unbesorgt war, hatte in seinem Innern mit Unruhen zu kämpfen, die sehr bedenklich waren. Die Patricier kehrten, als die Kriegsgefahr verschwunden war, zu ihrer vorigen harten Behandlung der plebejischen Schuldner zurück. Diese waren aber nicht vermögend, sich von diesem drückenden Zustande zu befreien, weil es ihnen an Erwerbsmitteln fehlte; denn in einem Staate, wie damahls der römische war, wo keine Manufacturen und kein Handel den Einwohnern desselben reichliche Nahrungsquellen öffnete,

bleib

blieb diesen weiter nichts, als der Ertrag des
 Ackerbaues und der Viehzucht übrig, und dies
 ser Ertrag war für die gemeinen Bürger
 äusserst eingeschränkt, weil sie zu wenig Län-
 derey besaßen. Die Zahl der römischen Bür-
 ger war nemlich, nach Verhältniß des Ge-
 treidelandes des römischen Staates, zu groß.
 Man suchte man zwar diesem Mangel dadurch
 abzuhelfen, daß man die bezwungenen Völker
 allemahl zur Abtretung einer gewissen Anzahl
 von Aeckern nöthigte; aber diese Aecker wur-
 den sehr ungleich ausgetheilt. Man machte
 nemlich drey Theile aus denselben. Der
 erste war zur Vergütung der Kriegskosten be-
 stimmt, und dieser wurde verkauft: den zwey-
 ten Theil vertheilte man unter die armen
 Bürger, und der dritte wurde zur Weide
 übrig gelassen. Die Patricier wußten aber
 allerley Mittel, sich den größten Theil dieser
 Länderey zuzueignen. Das zur Vergütung
 der Kriegskosten bestimmte Land wurde ihnen
 für einen geringen Preis zugeschlagen, und
 auch von demjenigen, was man unter die
 Plebejer austheilte, verwandelte sich noch man-
 ches in ihr Eigenthum, weil es ihnen die
 neuen Besitzer desselben zur Bezahlung der
 Schul-

Schulden überlassen mußten. So befand sich der größte Theil der Länderey in den Händen der Vornehmen, die das Schicksal der gemeinen Bürger ganz in ihrer Gewalt hatten.

Die gemeinen Bürger waren es endlich überdrüssig, sich von den Vornehmen tyrannisiren zu lassen. Ihr Murren wurde immer lauter. Man fand es daher für nöthig, einen Mann zum Consul zu wählen, der als ein eifriger Vertheidiger der Rechte der Patricier bekannt war. Dieß was Appius Claudius, das Oberhaupt der Sabiner, die sich nach Rom gewendet hatten. Um seinen aristokratischen Eifer aber zu mäßigen, gab man ihm den sanftmüthigen und leutseligen Servilius, der die Liebe der gemeinen Bürger hatte, zum Collegen. Servilius gab sich alle Mühe, die Vornehmen von der Nothwendigkeit, die gemeinen Bürger weniger hart zu behandeln, zu überzeugen. Appius Claudius widersprach ihm jedoch sehr lebhaft, und schalt ihn einen Schmeichler, einen Slaven des Pöbels. Diese innerliche Gährung blieb den benachbarten Völkern nicht unbekannt. Die Völcker hielten sie für eine günstige Gelegenheit,

heit,

heit, der neuen Republik einen heftigen Stoß zu versetzen. Sie rückten (495) mit ihrer ganzen Macht heran. Die gemeinen Bürger benutzten diesen Umstand, um es den Patriciern fühlbar zu machen, daß sie ihres Veystandes nicht entbehren konnten. Sie wollten sich durchaus nicht unter die Fahnen stellen. Während daß sie auf dem Versammlungsplaz ihre Unzufriedenheit äusserten, erschien ein alter, lang gewachsener, magerer, blasser Mann, mit tief eingesunkenen Augen, und einem langen Barte, mit schweren Ketten beladen. Das Volk drängte sich um ihn her, und mancher erkannte in ihm einen braven Krieger, der sich in den ersten Gliedern der Legionen durch seine Tapferkeit ausgezeichnet hatte. Schon der bloße Anblick desselben erregte Mitleiden; als aber der ehrwürdige Krieger erzählte, wie er in 28 Treffen sein Leben für das Vaterland gewagt; wie er, durch die Plünderung der Feinde der Einkünfte seines kleinen Erbguthes beraubt, sich genöthigt gesehen hätte, Schulden zu machen, und zur Bezahlung derselben sein Guth zu verkaufen; wie er von dem noch nicht völlig befriedigten Gläubigern nebst seinen zwey Kindern

dern in das Gefängniß geschleppt, und un-
 barmherzig behandelt worden wäre — wie er
 seinen von den Peitschenhieben noch wunder
 Rücken, wie er die Narben der rühmlichen,
 im Kampfe für das Vaterland erhaltenen
 Wunden zeigte, da erstieg der Unwille des
 Volkes die höchste Stufe; da ertönten tausend
 Verwünschungen über die Patricier; da erhob
 sich ein so schreckliches Geschrey, daß die ver-
 sammelten Senatoren zitterten; da eilten die
 Leute von allen Seiten nach dem Versamm-
 plätze. Die Wuth der gemeinen Bürger war
 fast gränzenlos. Jeder, der sich ihnen wider-
 setzte, wurde niedergemacht. Appius Claudius
 schlich sich nach Hause. Servilius drängte
 sich, aller consularischen Ehrenzeichen beraubt,
 unter den dicksten Haufen, umarmte den ei-
 nen, liebkosete den andern, bezeigte allen sehr
 inniges Mitleiden, und beschwor sie mit Thrä-
 nen, ruhig zu seyn. Aber alles dieses bewirkte
 nichts, bis er im Nahmen des Senats das
 Versprechen von sich gab, daß ihren Beschwer-
 den abgeholfen werden sollte; bis ein Herold
 ausrief: niemand sollte einen Schuldner strenge
 behandeln, so lange der Senat nicht würde
 darüber entschieden haben. Nun gab sich zwar
 Ser-

Ser-

Servilius alle Mühe, die Senatoren zu einem gefindern Verfahren umzustimmen; aber er konnte nicht durchdringen.

Indessen rückten die Volscer näher. In dieser ängstlichen Lage ließ man eine Verordnung bekannt machen, daß kein Bürger durch den Verhaft abgehalten werden sollte, Kriegsdienste zu thun, und daß während des Feldzuges kein Gläubiger die Güther und die Familie seines Schuldners in Anspruch nehmen sollte. Diese Verordnung wirkte so vortrefflich, daß in kurzer Zeit ein ansehnliches Heer beisammen war. Servilius drang siegreich in das Gebieth der Volscer ein, eroberte und plünderte eine von ihren Hauptstädten, und hieb alle wehrhaften Leute nieder. Er glaubte nun auf einen feyerlichen Einzug, einen Triumph, Anspruch machen zu können; allein der neidische Appius Claudius stellte dem Senate vor, daß man diese Ehre einem, der sich um die Gunst der gemeinen Bürger so sichtbar bewerbe, nicht zugestehen müsse. Die Ehre des Triumphes wurde also dem Servilius verweigert. Diesen kränkte das ungerechte Verfahren auf die empfindlichste Art. Er wollte sich

sich

sich die Belohnung seiner Tapferkeit durchaus nicht entziehen lassen. Da nun ein Feldherr, der einen Triumph verlangte, vorher nicht in die Stadt kommen durfte, so lud er die Bürger vor das Thor zu einer Versammlung ein, und diese riefen ihm zu: er könne in dieser Sache nach seinem Belieben verfahren. Hierauf zog Servilius, begleitet von seinem Heere und von der Bürgerschaft, feyerlich in die Stadt ein.

Jetzt wollte Servilius das Versprechen, wegen der Erlassung der Schulden, zur Erfüllung bringen; aber der Senat widersprach ihm, auf Antrieb des Appius Claudius, so lebhaft, daß er nichts ausrichtete. Der gutmüthige Servilius hatte freylich nicht Standhaftigkeit genug, um den Bemühungen des entschlossenen Appius Claudius nachdrücklich entgegenarbeiten zu können. Da nun die Plebejer sich in ihrer Erwartung getäuscht sahen; da so mancher von ihnen in das Schuldengefängniß wieder zurückwandern mußte, so brach ein neuer Verm aus. Dieser war um so gefährlicher, als die Volscer mit einem neuen Kriege droheten, und die Sabiner sich empörten. In
die:

dieser Verlegenheit half sich der Senat durch die Ernennung eines Dictators, des Marcus Valerius, eines Bruders des Bürgerfreundes. Dieser brachte es durch Klugheit dahin, daß ein Heer von 50,000 Mann zusammen kam. Ueberall wurde gesiegt. Als aber die Patricier die harte Behandlung der Schuldner nicht aufgeben wollten, legte der wackere Valerius seine Dictatorwürde nieder.

Der Senat glaubte die laute Unzufriedenheit der gemeinen Bürger nicht glücklicher unterdrücken zu können, als wenn er die Consuln mit der Armee in das Feld rücken ließ. Allein die Soldaten merkten seine Absicht sehr bald. Sie zogen, ohne auf den Befehl ihrer Officiere zu achten, mit ihren Fahnen auf eine Anhöhe, die drey Meilen von Rom, jenseits des Anio, lag. Hier schlugen sie ihr Lager auf, und wählten sich den Sicinnius Bellutus, einen gemeinen Bürger, zum Oberanführer. Vergebens ermahnten sie die Consuln und die Officiere, zurückzukehren; vergebens schickte der Senat zweymahl Abgeordnete an dieselben, um ihre Gesinnungen umzustimmen. Sie hatten sich vorgenommen,

sich

sich in eine Lage zu versetzen, in der sie gegen die Bedrückungen der Patricier völlig gesichert seyn möchten. Diese Absicht hofften sie durch besondere Vorsteher zu erreichen, deren Pflicht es seyn sollte, für die Behauptung ihrer Rechte sorgfältig zu wachen. Diese Vorsteher mußte ihnen der Senat wirklich zugestehen. So bekannt die gemeinen Bürger (493) ihre Vorsteher, die man Bürgertribunen nannte. Es waren ihrer anfangs nur fünf; aber schon wenige Jahre nachher wurde ihre Anzahl verdoppelt. Durch eine besondere Verordnung, die man noch im Lager auf dem heiligen Berge machte, erklärte man ihre Personen für heilig, das ist, für solche, an welchen sich niemand sollte vergreifen können. Alle Römer mußten die Beobachtung dieser Verordnung beschwören. Diese Tribunen, die allezeit aus den gemeinen Bürgern, den Plebejern, gewählt wurden, saßen anfangs an der Thür des Senatsaales, um allen Schläffen der hohen Versammlung, welche den gemeinen Bürgern nachtheilig waren, auf der Stelle widersprechen zu können. Sie standen alsdann auf, und sprachen das Wort: Veto! aus. In den Saal durften sie eigentlich nicht eher kommen, als bis sie

Galletti Weltg. 3r Th. P die

die Consuln, wegen Angelegenheiten der Bürger, zu sprechen verlangten; sie wußten sich aber bald im Versammlungsfaale selbst einen Sitz zu verschaffen. Ihre Gewalt war sehr groß, aber nur auf die Stadt, oder höchstens auf eine Meile im Umkreise, eingeschränkt. Sie beriefen die Bürger zusammen, ließen Gesetze und Verordnungen machen, und verschafften sich, von den gemeinern Bürgern unterstützt, ein solches Ansehn, daß sie dem Senate höchstfurchtbar wurden. Freylich hatten sie dabey ein sehr zwangvolles Leben. Sie durften keinen Tag, ja keine Stunde, von der Stadt abwesend seyn, und nur am Laetinerfeste fand eine Ausnahme statt; auch mußte ihre Hausthür Tag und Nacht offen stehen. Gleich in den ersten Zeiten ihres Amtes legten sie sich, mit Bewilligung des Senates, zwey Gehülffen zu, welche die Polizeygeschäfte besorgen sollten. Diese hießen Aedilen, weil sich ihre Aufsicht hauptsächlich über die Gebäude (Aedes) erstreckte. Es gab auch zwey solche Aedilen von patricischem Stande; jene wurden daher Bürgeraedilen genannt.

So suchten die gemeinen Bürger ihre Rechte zu sichern; und die Tribunen ließen sich eifrig angelegen seyn, diese Rechte zu vermehren. Dieß verursachte zwischen den Patriciern und Plebejern manchen harten Kampf. Eine der hartnäckigsten Streitigkeiten dieser Art veranlaßte Cajus Marcius, der sich durch die Eroberung der Stadt Corioli, des Hauptortes der Volser, den Namen: der Coriolaner, erworben hatte. Dieser Marcius war ein strenger Aristokrat, der bey allen Gelegenheiten das Bestreben äusserte, den Stand der gemeinen Bürger zu unterdrücken. Dieß bewies er unter andern bey einem Getreidemangel, den die Vernachlässigung des Ackerbaues, zur Zeit des Lagers auf dem heiligen Berge, veranlassen half. Man kaufte von den benachbarten Völkern Getreide. Dieß war jedoch nicht hinlänglich. Endlich ließ man aus Sicilien eine große Menge Getreide kommen. Da es die ärmern Bürger nicht bezahlen konnten, so that man den Vorschlag, es sehr wohlfeil zu verkaufen, oder gar umsonst unter sie auszutheilen. Diesem Vorschlage widersetzte sich aber Marcius Coriolanus aus allen Kräften; wenigstens

billigte er ihn blos unter der Bedingung, daß die Bürgertribunen, die sich ihres Standes mit so trotzigem Eifer annahmen, wieder aufhören sollten. Die Tribunen reizten nur die gemeinen Bürger zum Aufstande. Schon wollten sie in den Senatsaal dringen, um den Coriolanus ihrer Wuth aufzuopfern. Die Tribunen stellten ihnen aber vor, daß sie ihrer Rache auf eine ordnungsmäßigere Art Gnüge leisten könnten, wenn dem Coriolanus von ihrer Versammlung der Proceß gemacht würde. Sie veranstalteten eine Versammlung der Tribus. Hier gieng es nicht, wie bey den Centurienversammlungen*), nach dem Vermögen; vielmehr hatte jeder Bürger so viel Recht als der andre. Das Schicksal des Coriolanus hieng also von den meisten Stimmen, und folglich von den gemeinen Bürgern, ab. Doch Coriolanus weigerte sich, vor der Tribusversammlung zu erscheinen. Die Tribunen suchten sich zwar seiner Person mit Gewalt zu bemächtigen; die jungen Patricier, die sich um ihn her versammelt hatten, trieben sie

*) Th. II, S. 109.

sie aber zurück. Die Tribunen ließen sich durch den Umstand, daß sie den Coriolanus nicht in ihre Gewalt bringen konnten, aber nicht abhalten, ihm dennoch den Proceß zu machen. Von 21 Tribus stimmten 16 gegen ihn. Coriolanus vertheidigte sich jetzt mit eben so vieler Freymüthigkeit, als Bescheidenheit. Aber die Tribunen brachten es doch dahin, daß er aus dem römischen Staate verwiesen wurde. So maßte sich die Bürgerversammlung das ihr schon durch den Consul Valerius Publicola zugesicherte Recht an, das Schicksal der vornehmsten Männer zu entscheiden.

Coriolanus glaubte sich an seinen undankbaren Landsleuten nicht nachdrücklicher rächen zu können, als wenn er bey ihren Erzfeinden, den Volscern, seine Zuflucht suchte. Nachdem er von seiner Familie, und vornehmlich von seiner Mutter Veturia, und seiner Gemahlin Volumentia, während Abschied genommen hatte, wanderte er, nur von wenigen Eltenten begleitet, zum Thore hinaus, ohne auf die große Anzahl von Patriciern, die ihm bis an das Thor folgten, einen freundlichen Blick zu werfen. Er gieng zuerst auf ein ihm

zugehörendes Haus nicht weit von Rom. Von hier begab er sich verkleidet nach Antium, der Hauptstadt der Volscer. Es war Abend. Coriolanus gieng sogleich in das Haus des Attius Tullus, des Oberhauptes der Volscer. Mit verhälttem Angesichte setzte er sich hier bey dem Altare der Hausgötter nieder. Man meldete es dem Tullus, daß ein Fremder von majestätischem Ansehn in sein Haus gekommen wäre. Er eilte, den Fremden zu sprechen. Coriolanus entdeckte sich ihm, und entdeckte ihm zugleich sein Verlangen, mit Hülfe der Volscer, gegen die er ehemahls für das Vaterland gefochten hatte, an eben diesem un dankbaren Vaterlande sich zu rächen. Tullus nahm ihn mit den bereitwilligsten Gestimmungen auf, weil er sich durch ihn an den Römern zu rächen hoffte.

Coriolanus, mit welchem er das Obercommando theilte, rückte jetzt (490) an der Spitze eines zahlreichen Herres der Volscer gegen Rom heran. Dieses befand sich im lebhaftesten Gedränge. Coriolanus hatte auf seinem Anzuge die Felder der Plebejer verwüstet, und die Landgüter der Patricier dagegen verschont.

Ganz

Ganz natürlich entstand bey jenen der Gedanke, daß Coriolanus durch seine Standesgenossen zu diesem Marsche bewogen worden sey. Die Patrioten warfen dagegen den Plebejern vor, daß sie, durch die Verbannung des großen Feldherrn, seinen Entschluß, zu den Vossfern überzugehen, erzeugt hätten. Mißtrauen und Erbitterung bewirkten nun, daß man gar keine Anstalten machte, dem Coriolanus eine Armee entgegenzustellen. Dieser rückte indessen immer näher. Auf das dringende Verlangen der Bürger beschloß endlich der Senat, mit dem Coriolanus in Unterhandlungen zu treten. Zuerst schickte man einige der vornehmsten Männer an ihn ab. Diese wurden zum ersten Mahl mit einer harten Antwort abgewiesen, und das zweyte Mahl gar nicht vorgelassen. Nun erschienen ehrwürdige Priester im feyerlichsten Ornate. Coriolanus empfing sie mit Ehrfurcht, gab ihnen aber kein Gehör. Endlich kam eine Dame, Valeria, die Schwester des berühmten Valerius, des Bürgerfreundes, auf den Gedanken, das Herz des Coriolanus durch seine Mutter und seine Gemahlin bestürmen zu lassen. Diese begaben sich hierauf, von den vornehmsten römischen Damen begleitet,

in

in das Lager des Coriolanus. Dieser empfing sie zwar mit allen Zeichen der Ehrerbietigkeit, aber zugleich mit dem Entschlusse, sich durch ihre Bitten und Vorstellungen durchaus nicht erweichen zu lassen. Aber die Natur siegte über seine Entschlossenheit. Kaum erblickte er seine Mutter, seine Gattin, als er in ihre Arme eilte, und Thränen flossen über ihre Freude, sich wiederzusehen. Veturia fieng an, von der Absicht ihrer Erscheinung zu sprechen. Coriolanus rufte die vornehmsten Befehlshaber der Volscer herbey, um von demjenigen, was er mit seiner Mutter sprach, Zeugen abgeben zu können. Lange widerstand er den mütterlichen Bitten und Vorstellungen; als sich aber seine Mutter, seine Gemahlin, seine Kinder vor ihm auf die Knie warfen; als die Worte, die jene hervorbrachte, von einem Strome von Thränen unterbrochen wurden; als alle die römischen Frauen, die sie begleitet hatten, zugleich in ein wehmüthiges Geschrey ausbrachen; da fühlte sich das Herz des Coriolanus von der Zärtlichkeit für seine Familie, und von der Liebe für sein Vaterland, so bestürmt, daß seine Standhaftigkeit ganz erschüttert wurde. „Ach meine Mutter

Mutter

Mutter, rief er aus, „du entwaffnest mich!“
 Indem er ihr zärtlich die Hand drückte, und sie in die Höhe hob, sagte er mit feiserer Stimme; „Rom ist gerettet, aber dein Sohn — verlohren.“ Er verabredete es hierauf heimlich mit seiner Mutter und seiner Gemahlin, daß er sich alle Mühe geben wollte, die Oberbefehlshaber der Volscer zum Abzuge, und zu einem Vergleiche mit Rom, zu bereeden. Es glückte ihm. Die Volscer ließen sich, aber nicht sowohl durch seine Vorstellungen, als durch die Hochachtung für seine kindliche Zärtlichkeit, bewegen, in ihr Land zurückzumarschieren. Aber eben die Hochachtung, in welcher Coriolanus bey den Volscern stand, schien dem Tullus so gefährlich, daß er ihn ermorden ließ. — Dieß war das Ende des vortreflichen Coriolanus, der sich, durch den allzugroßen Eifer für die Vorrechte seines Standes, aufgeopfert hatte.

Diese Vorrechte wurden von den gemeinen Bürgern immer stärker angegriffen. Unter andern war es für dieselben ein äußerst unangenehmer Gedanke, daß die Länderey, die sie mit ihrem Blute erworben hatten, meistens ein

ein

ein Eigenthum der patricischen Familien wurde. Nun war damals ein Consul, Namens Cassius, der die Unbilligkeit der bisherigen Ländereyvertheilung so lebhaft fühlte, daß er (486) den Senat aufforderte, vermittelst einer neuen Theilung, alle den Feinden abgenommenen Felder denjenigen zukommen zu lassen, die ihre gesunden Glieder, die ihr Leben für das Vaterland gewagt hätten. Sein Antrag wurde aber von den Patriciern mit großem Unwillen aufgenommen, und selbst die Tribunen trugen Bedenken, ihn zu unterstützen, weil sie eine für ihren Stand so vortheilhafte Verordnung nicht einem Consul schuldig seyn wollten. Cassius machte sich also eben so wenig bey den gemeinen, als bey den vornehmern Bürgern Roms, beliebt. Man beschuldigte ihn der Absicht, nach der Oberherrschaft gestrebt zu haben; man bewies, als er nicht mehr Consul war, daß er fremde Truppen nach Rom gebracht habe. Er wurde hierauf (485) von der Bürgerversammlung zum Tode verurtheilt, und von dem tarpejischen Felsen, hinter dem Capitolium, heruntergestürzt.

Die

Die Sache, die der unglückliche Cassius in Vorschlag gebracht hatte, die neue Vertheilung der Länderey, wurde von den gemeinen Bürgern mit solchem Eifer betrieben, daß der Senat, auf den Vorschlag des Appians Claudius, den Entschluß faßte, zehn Commissarien zu ernennen, welche diese Vertheilung einrichten sollten. Die wirkliche Ernennung dieser Commissarien verschob er aber von einer Zeit zur andern. Die Bürger bewiesen sich daher zuweilen unruhig, und sie wollten sich manchemahl nicht anwerben lassen; die schlauen Patricier wußten es aber doch immer dahin zu bringen, daß es zum Feldzuge kam. Einst (479) wollte es ihnen aber doch nicht gelingen; da nahm es die Familie der Fabier auf sich, das Vaterland gegen die Hetrurier zu vertheidigen. Caeso Fabius zog mit 300 erwachsenen Mannspersonen seiner Familie, ingleichen 4000 Freunden und Clienten, aus, und verschanzte sich an dem kleinen Flusse Cremera. Nachdem die Fabier durch ihre Streifereyen den Feinden manchen Schaden zugesügt hatten, wurden sie endlich von den Truppen der Stadt Veji überfallen, und sämmtlich niedergehauen. Ein andermahl muß

mußten die Senatoren selbst auf die Wache ziehen, weil die Plebejer nicht dienen wollten.

Da die Patricier, aller Unruhen der gemeinen Bürger ungeachtet, die neue Vertheilung der Länderey durchaus nicht zugeben wollten, so suchten die Tribunen die große Gewalt des Senats, und besonders der Consuln, so einzuschränken, daß sie ihren Entwürfen nicht mehr so nachdrücklich entgegenarbeiten könnten. Bisher hatten die Consuln die Rechtshändel entweder nach den Grundsätzen des Naturrechtes, oder nach hergebrachten Gewohnheiten, oder auch nach den Gesetzen des Romulus und seiner Nachfolger, entschieden. Aus den letztern wurde den Plebejern ein Geheimniß gemacht, und die Consuln konnten sich also eine willkührliche Anwendung derselben erlauben. Um diese unbillige Einrichtung verbannen, that (460) der Bürgertribun, C. Terentius Arsa, den Vorschlag, bestimmte Gesetze einzuführen, die den Aussprüchen der Obrigkeiten zur Richtschnur dienen, die für die Partheyen die Kraft eines Beweises haben könnten. Dieser Vorschlag fand von Seiten der Patricier, welche
die

die Absicht desselben merkten, einen lebhaften Widerspruch. Endlich mußten sie aber dennoch nachgeben, und man schickte (454) eine Gesandtschaft nach Griechenland, um sich die vortrefflichen Gesetze der Aethener, und anderer griechischen Völker, mittheilen zu lassen. Um diese Gesetze auf die römische Verfassung anzupassen, wurde (452) eine Commission von zehn Patriciern niedergesetzt, welche die Zehner (Decemviri) hießen. Während ihres Geschäftes übte die Gewalt aller übrigen Magistratspersonen auf, damit das Ansehen dieser Zehner um so größer seyn möchte.

Diese Regierung machte sich anfangs bey den gemeinen Bürger sehr beliebt. Es stellte immer nur einer von den Zehnern, und zwar nach der Reihe, denjenigen vor, der sich der Ehrenzeichen der Consuln bediente. Jeden Tag kam die Reihe an einen andern. Die neun übrigen unterschied man bloß durch eine Wache, die sie bey sich hatten. An jedem Morgen bestieg einer derselben den Richterstuhl auf dem Versammlungsplatz, und die Gerechtigkeit wurde von ihnen mit so strenger Unpartheylichkeit verwaltet, daß die Plebejer ihre

ihre

ihre Tribunen zu vergessen anfiengen. Selbst der sonst so unbiegsame Aristokrat, Appianus Claudius, bewies sich jetzt gegen die gemeinen Bürger so leutselig und gefällig, daß er, ehedem ein Gegenstand ihres Abscheues, jetzt ihr Abgott wurde. Die Zehner arbeiteten auch mit Hülfe des Griechen Hermodor, der ihnen die Gesetze seiner Nation erklären mußte, so fleißig, daß sie noch vor dem Ablauf eines Jahres zehn Abtheilungen des Gesetzbuches zur Vollendung gebracht hatten. Um alles Ansehn eines eigenmächtigen Verfahrens zu entfernen, ließen sie die zehn ausgearbeiteten Abtheilungen auf eben so viele Tafeln von Eichenholz schneiden, und dieselben auf dem Versammlungsplatze öffentlich ausstellen, damit jeder Bürger seine Bemerkung darüber machen könnte. Nachdem nun die durch diese Bemerkungen veranlaßten Veränderungen gemacht worden waren, wurden die Gesetzabtheilungen der Centurienversammlung der Bürger zur Genehmigung vorgelegt, und sodann, auf metallne Säulen eingegraben, auf dem Versammlungsplatze aufgestellt.

Die damalige Regierungsverfassung Roms war für beyde Stände nicht unangenehm.

Der

Den Patriciern gefiel sie, weil sie durch diese selbe von den lästigen Tribunen befreit wurden; bey den Plebejern fand sie Beyfall, weil sie sich bey ihr vor den allgewaltigen Consuln nicht mehr fürchten durften; weil sie ihre Rechte von den Decemviren noch thätiger, als von ihrem Tribunen, beschützt sahen. Die beyden Stände ließen sich also recht wohl gefallen, daß die Zehner ihre Gewalt noch auf ein Jahr behielten, damit sie noch zwey Gesandtheilungen, die man für nöthig hielt, hinzufügen könnten. Doch Appianus Claudius ließ seine herrschsüchtigen Absichten nun schon deutlicher merken. Er schlug sich, in der Wahlversammlung, selbst zum ersten Zehner, oder zum Präsidenten derselben vor; dennoch waren die Bürger so sehr mit ihm zufrieden, daß sie seine Dreistigkeit nicht mißbilligten. Als Präsident war er berechtigt, seine übrigen neun Collegen zu ernennen. Diese waren nun lauter Leute, auf die er, bey der Ausführung seiner Plane, mit Zuverlässigkeit rechnen konnte. Unter ihnen befanden sich auch drey Plebejer, obgleich der Stand derselben, durch eine ausdrückliche Verordnung, von der Theilnahme an der

Wär:

Würde der Zehner ausgeschlossen worden war.

Bald sahen aber die Bürger, daß sie von dem listigen Appius Claudius getäuscht worden waren. Die Zehner giengen jetzt nicht mehr so freundschaftlich, wie sonst, mit den Bürgern um; sie zeigten sich vielmehr weit verschlossener und zurückhaltender. Wie erstaunten aber die Bürger nicht, als, da die Zehner (450) zum erstenmahl öffentlich erschienen, jeder derselben 12 Victoren mit den Ruthenbündeln, aus welchen das Beil hervorragte, vor sich hergehen ließ. Sonst hatten sich nur die Dictatoren, so wie ehemals die Könige, mit einem so furchtbaren Gefolge gezeigt, und jetzt marschirten auf einmahl 120 Victoren über den Versammlungsplatz. Die neue Regierung entsprach nun ihrer Ankündigung genau. Sie war so eigenmächtig, daß sich viele wackere Leute von Rom entfernten, und auf das Land begaben.

So verstrich ein Jahr. Indessen erschien der 15te May (449), der Tag, an welchem die Obrigkeitspersonen gewählt zu werden
 pfleg;

pflegten, von neuen. Die Zehner wählten sich aber selbst, ohne jemand zu fragen. Sie setzten auch ihre despotische Regierungsart so ununterbrochen fort, daß der Wunsch, sich ihrer drückenden Herrschaft zu entledigen, immer lebhafter rege wurde. Die Gelegenheit hierzu gab die wollüstige Denkart des Appian Claudius.

Unter die blühendsten Mädchen, die es damahls in Rom gab, gehörte vornehmlich die Virginia, die Tochter eines gewissen Virginius, der eben sowohl wegen seiner Rechtschaffenheit, als wegen seiner Tapferkeit, bekannt war. Virginia hatte keine Mutter mehr; aber sie war vortreflich erzogen. Ihr Vater hatte sie dem Luc. Scilius, einem eifertigen Bertheidiger der Vorrechte des Bürgerstandes, zur Gattin versprochen. Das reizende Mädchen erregte aber das Liebesfeuer des Decemvirs Appian so mächtig, daß er sich alle Mühe gab, durch Geschenke und Versprechungen sich ihrer Gunst zu versichern. Aber alle seine Bemühungen wurden durch die unerschütterliche Tugend der Virginia vereitelt. Nun entwarf der Wollüstling den

Galletti Weltg. 3r Th. 2 unges

ungerechten Plan, sich der schönen Beute durch Gewalt zu bemächtigen. Virginius befand sich eben bey der Armee, die gegen die Feinde des Vaterlandes zu Felde gezogen war. Durch diesen Umstand wurde des Appius Unverschämtheit noch mehr angefeuert. M. Claudius, einer von seinen Klienten, ein Mensch von höchstniederträchtigen Gesinnungen, übernahm das Geschäft, die Virginia, als die Tochter eines seiner Leibeigenen, in Anspruch zu nehmen. Als einst Virginia die Schule auf dem Forum besuchte, wagte es Claudius, der schändliche Wollustdiener des Decemvirs, sich ihrer Person zu bemächtigen. Das arme Mädchen zitterte. Seine Aufseherin flehete die Bürger um Schutz. Es liefen viele Leute zusammen. Der Vater Virginius und der Bräutigam Icilius waren allgemein bekannt. Das Mädchen befand sich nun in völliger Sicherheit. Claudius berief sich nunmehr auf den richterlichen Ausspruch. Das Mädchen wurde vor das Tribunal des Decemvirs Appius Claudius vorgeladen. Hier behauptete der Kläger, es wäre ihm geraubt, und für eine Tochter des Virginius ausgegeben worden. Eine hierzu erkaufte Leibeigene sagte

sagte aus, daß sie die Mutter der Virginia sey. Verschiedene andere Zeugen bestätigten diese Aussage. Freunde und Verwandte des Virginius zeigten die Falschheit derselben mit den einleuchtendsten Gründen. Dennoch war der Decemvir Appius Claudius so unverschämt, daß er das Mädchen seinem Clienten Claudius zuerkannte. Der Haufe der versammelten Bürger aber schrie, die Verwandten der Virginia müßten erst gehört werden. Der Decemvir wagte es nicht, die Gewährung dieser Bitte zu verweigern. Nun erschien der Oheim Numitorius, der das Mädchen bisher unter seiner Aufsicht gehabt hatte, und bestand darauf, daß man die Ankunft des Vaters, der sich bey der Armee befände, abwarten müsse. Der Decemvir machte eine listige Einwendung. Da, sagte er, zwey Personen zugleich auf das Mädchen Anspruch machten, der eine als Vater, der andere als Herr, und jener nicht anwesend wäre: so müsse es dem letztern zugesprochen werden. Er gab hierauf Befehl, die Virginia an den Claudius auszuliefern. In dem Augenblicke drängte sich der Bräutigam Icilius durch das Volk bis an den Richterstuhl, schloß sein Mädchen

in seine Arme, und erklärte, unter den bittersten Vorwürfen, daß nichts als der Tod ihn von demselben trennen sollte. Der Decemvir gab hierauf seinen Victoren Befehl, den Scilius zu entfernen, und sich der Virginia zu bemächtigen. Allein das Volk stürzte sich über die Victoren her, und nöthigte den Claudius, seine Zuflucht bey dem Nichtsthule zu suchen. Der Decemvir stellte sich hierauf, als wenn er, durch die Bitten seines Klienten Claudius bewogen, die Entscheidung dieses Streites bis auf die Ankunft des Vaters versparen wollte. Sogleich schickte Scilius seinen Bruder, und Numitorius seinen Sohn ab, um den Virginius geschwind herbeyzuholen. Diese Abgeordneten beschleunigten ihre Reise so sehr, daß sie dem Befehle des Decemvirs, den Virginius in Verhaft zu nehmen, zuvor kamen. Virginius langte glücklich zu Rom an.

Als der Morgen des Tages erschien, an welchem dieser sonderbare Rechtshandel entschieden werden sollte, führte Virginius seine Tochter, in tiefe Trauer gehüllt, und von vielen ehrbaren Frauen begleitet, auf den Versammlungsplatz. Auch Scilius stellte sich ein.

etr. Alle Anwesenden waren durch die beschwerden Klagen des Virginius, und durch die heftigen Aeußerungen des Icilius, theils gerührt, theils aufgebracht. Appius, den es gewaltig ärgerte, daß Virginius, seiner Gegenanklagen ungeachtet, dennoch nach Rom gekommen war, bestieg, von einer großen Anzahl seiner Anhänger begleitet, den Nichtstuhl. Claudius brachte seine Gründe zuerst vor, und stellte verschiedene Zeugen auf. Virginius bewies jedoch, daß des Claudius Vorgeben höchstunwahrscheinlich wäre, und einige der angesehensten Frauen sagten aus, daß sie die Mutter der Virginia, die das Mädchen gekauft haben sollte, schwanger gesehen, daß sie derselben bey ihrer Niederkunft Hülfe geleistet, daß sie die Virginia an ihrer Brust gesehen hätten. Da Appius Claudius bemerkte, daß die Anwesenden von den Beweisen des Virginius ganz überzeugt schienen, und daß Claudius nichts darauf zu antworten wußte, nahm er selbst das Wort, und erklärte mit der unverschämtesten Dreistigkeit, daß die Behauptung seines Klienten ganz richtig wäre; daß ihm der Vater des Mädchens das Geheimniß auf seinem Todbette anvertraut habe,

habe,

habe, und daß er also kein Bedenken trage, dem Claudius sein Eigenthum zuzusprechen. Ueber dieses höchstungerechte und grausame Urtheil wurde Virginius so aufgebracht, daß er vor Zorn zitterte, daß er dem Decemvir die bittersten Vorwürfe machte. Die Anwesenden brachen in ein lautes Geschrey aus, welches ihren Entschluß, dem unglücklichen Vater der schönen Virginia mit Gewalt Beystand zu leisten, anzukündigen schien. Jetzt richtete der Decemvir erst einen Blick auf die den Nichtstuhl umgebende Schaar seiner Anhänger, um ihre Kräfte zu messen; sodann sagte er mit drohender Stimme zu den Anwesenden: er wüßte es sehr wohl, daß man sich verschworen hätte, einen Aufstand zu erregen; aber es fehle ihm weder an Macht, noch an Entschlossenheit, diejenigen auf das nachdrücklichste zu bestrafen, welche nur im geringsten die Absicht verrathen würden, die öffentliche Ruhe zu stören. Man möchte sich daher entfernen, und Claudius möchte seine Leibeigene nur mitwegnehmen, und diejenigen, die ihn daran verhindern wollten, durch seine Wache zurücktreiben. Das über des Decemvirs entschlossene Drohungen erschrockene Volk

wich

wich zurück, und Virginia stand jetzt als eine von jedermann verlassene Weibe da. Da ihr unglücklicher Vater sah, daß seine Tochter durch nichts mehr gerettet werden konnte, näherte er sich dem hartherzigen Decemvir, bath er ihn mit der sanftesten Stimme wegen der heftigen Ausdrücke, die ihm das erste Gefühl seines Schmerzes abgepreßt hätte, um Verzeihung, fügte er die Bitte hinzu, daß er ihm, zu seinem Troste, nur noch erlauben möchte, in Gegenwart des Mädchens, mit dessen Aufseherin über die Sache zu sprechen. Appius konnte ihm die Gewährung dieser Bitte nicht versagen. Hierauf schloß Virginius seine Tochter in die Arme, trocknete ihre Thränen ab, führte sie zu einer Messergsbude, ergriff ein daselbst liegendes Messer, und stach es ihr mit den Worten: „dieß ist, o Tochter, das einzige Mittel, deine Freyheit zu retten!“ in die Brust. Nun zeigte er das noch vom Blute des schönen Mädchens rauchende Messer hin, und sagte: „bey diesem Blute weihe ich dich, o Appius, und deinen Kopf, den unterirdischen Göttern!“ Der Decemvir befahl der Wache, sich seiner zu bemächtigen; aber er drängte sich, mit dem Mess-

Mess-

Messer in der Hand, durch das Volk, das ihm willig Platz machte, bis zum Thore hinaus, wo er sich auf sein Pferd schwang, und dem Lager zuellte. Icilius und Numitorius zeigten dem Volke die blutige Leiche des Mädchens, und forderten es zur Rache auf. Appius, der alle Bestimmungskraft verlohren zu haben schien, begab sich nach Hause, und schickte von da seine Victoren auf das Forum, um sich des Icilius zu bemächtigen, und die Leiche der Virginia wegzuschaffen. Allein das Volk fiel über die Victoren her, zerbrach ihre Rutenbündel, und jagte sie fort. Nun erschien Appius selbst an der Spitze einer ausgelesenen Schaar junger Patricier; aber auch er mußte zurückweichen, und er sah sein Ansehen so sehr vermindert, und seine Person so sehr in Gefahr, daß er sich verbarg.

Indessen hatte Virginius, der von 400 Bürgern begleitet, in das Lager gekommen war, den Unwillen der Armee so lebhaft reg gemacht, daß die Soldaten, ohne auf den Befehl der gebiethenden Zehner zu achten, mit ihren Fahnen nach Rom zogen. Hier
verz

verschanzten sie sich auf dem aventinischen Berge, und erklärten, daß sie ihre Waffen nicht eher niederlegen würden, als bis die Zehner abgeschafft, und die Tribunen wieder eingeführt wären. Sie wählten, auf den Vorschlag des Virginius, zehn Kriegstribunen. Zu diesem Heere stieß noch ein andres, welches gleichfalls zu Felde gewesen war. Da es den Soldaten zu lange währte, ehe sich der Senat zur Absetzung der Zehner entschließen wollte, zogen sie, um ihn noch mehr in Verlegenheit zu bringen, mit ihren Weibern und Kindern aus Rom aus, und verschanzten sich auf dem heiligen Berge. Rom stand nun fast ganz leer. Der Senat mußte nachgeben. Die Zehner erschienen auf dem Versammlungsplatze, und legten, zur großen Freude aller Bürger, ihr Amt nieder. Die Armee zog hierauf wieder nach Rom zurück, und ernannte 10 Tribunen, unter welchen Virginius, Icilius und Numitorius die ersten waren. Die Bürgerversammlung wählte wieder zwey Consuln, den L. Valerius und den M. Horatius, die als eifrige Gönner der gemeinen Bürger bekannt waren. Diese setzten auch einige Verordnungen durch, die zum

zum

zum Vortheile der Plebejer, der römischen Verfassung eine andere Gestalt gaben. Bis her hatten die Beschlüsse der Tribusversammlungen der Bürger, bey welchen die gemeinen weit mehr Stimmen als die vornehmen hatten, nur für jene eine Verbindlichkeit erzeugt. Jetzt wurde aber ausgemacht, daß sich diese Verbindlichkeit auf alle Bürger des römischen Staates erstrecken sollte. Sonst masten sich manche Obrigkeitspersonen eine so große Gewalt an, daß sie behaupteten, man könne sich von ihren Aussprüchen nicht auf die Bürgerversammlung berufen. Diese Anmaßung wurde aber nun aufgehoben, und man drohete sogar demjenigen, der dieser Verordnung zuwider handeln würde, mit dem Tode. Hierdurch befestigten sich die Bürgertribunen im Besitze des Rechtes, über die wichtigsten Männer des Staates zu entscheiden. Bey dieser Gelegenheit wurde auch verordnet, daß die Beschlüsse des Senats künftig im Tempel der Ceres aufbewahrt werden sollten, damit es nicht mehr in der Gewalt der Consuln stehen möchte, eine ihren Absichten ungünstige Vorordnung wieder zu unterdrücken. So arbeitete sich der Stand der gemeinen Bürger,

oder

oder der Plebejer, immer mächtiger empor, und der einsichtsvollere Theil der Römer konnte die Folgen, die ihr glückliches Bestreben für die Verfassung des Vaterlandes hervorbringen mußte, leicht voraussehen. Das Ende der Regierung der Decemvirs bezeichnet also einen neuen Zeitpunkt in der Geschichte des römischen Staates. Appius Claudius, der durch seine despotische Regierung diesen merkwürdigen Zeitpunkt herbegezogen hatte, kam seiner Verurtheilung und Bestrafung durch den Tod im Gefängnisse zuvor.

Da durch die letzten Verordnungen das Ansehn der Bürgertribunen gewaltig erhöht worden war, so dachten die Patricier auf allerley Mittel, der Wirkung dieses Ansehens entgegen zu arbeiten. Die Tribunen hatten in dem Falle, daß die Wahlversammlung nicht einig werden konnte, die Befugniß, ihre noch fehlenden Amtsbrüder selbst zu ernennen. Dieß benutzten die schlauen Patricier, um es (448) dahin zu bringen, daß einige von ihrem Stande, alte Senatoren, die sogar schon die Consulwürde verwaltet hatten, unter die

Tri;

Tribunen aufgenommen wurden. Man merkte jedoch diese List der Patricier sehr bald, und vereitelte sie durch eine Verordnung, welche den Tribunen das Recht entzog, ihre Collegen zuweisen selbst ernennen zu dürfen. Da die gemeinen Bürger auf das Schicksal des römischen Staates jetzt immer mächtiger wirkten, so konnte ein Mann von herrschsüchtigen Gesinnungen wohl auf den Gedanken gerathen, sich mit Hilfe der Plebejer zum Oberherrn des römischen Staates aufzuwerfen. Diesen Gedanken hegte Spurius Maelius, einer der reichsten Bürger. Er kaufte, zur Zeit einer großen Theuerung (440) alles Getreide auf, das in den benachbarten Ländern vorräthig war, und theilte es unter die ärmern Bürger aus. Bald wurde sein Haus der allgemeine Zufluchtsort aller deder, die theils durch Zufall, theils durch ihre Aufführung, in dürftige Umstände gerathen waren. Die großen Zusammentünfte in seinem Hause fiengen an, Verdacht zu erregen. Am meisten zogen sie die Aufmerksamkeit des Luc. Minutius, eines klugen und thätigen Mannes, auf sich, den man zum Aufseher über die Lebensmittel ernannt hatte. Es verdroß denselben, daß ihn

Mä:

Mätius durch den Ankauf des Getreides verhindert hatte, seine Sorgfalt und seinen Eifer für das Wohl seiner Mitbürger zu zeigen. Als ein kluger Mann errieth er des Mätius Absichten. Er ließ das, was in dem Hause desselben vorgieng, genau beobachten, und so erfuhr er, daß zur Nachtzeit eine große Menge Waffen in dasselbe gebracht worden wäre, und daß sich Mätius, nebst verschiedenen andern, verschworen hätte, auf den Trümmern der gegenwärtigen Regierung eine Monarchie zu errichten. Die Sache schien dem Senate so gefährlich, daß man einen Dictator ernannte. Dieß war Quinctius Cincinnatus. Mätius wurde vorgeladen. Er weigerte sich zu erscheinen, und wollte sich durch die Flucht retten. Ein Victor suchte sich seiner Person zu bemächtigen; der Haufe der gemeinen Bürger nahm ihn aber in Schutz. Allein Ahala, der General über die Cavallerie, holte ihn, als er abermahls entfliehen wollte, ein, und hieb ihn nieder. Um den Abscheu gegen den Plan, den Mätius gehegt hatte, recht auffallend zu zeigen, ließ der Dictator dessen Haus bis auf den Grund niederreißen.

Die

Die gemeinen Bürger, durch deren Hülfe sich Mälius zum Oberherrn Roms hatte emporschwingen wollen, giengen in ihren Forderungen und Ansprüchen immer weiter. Ihre Tribunen hatten den Plan, allen Unterschied, der in Ansehung der Rechte und Vorzüge zwischen den Patriciern und Plebejern bisher geherrscht hatte, allmählig aufzuheben. In dieser Absicht wollten sie damahls zwey Punkte festsetzen. Erstlich sollten die beyden Stände sich ohne Unterschied unter einander verheyrathen können, und zweytens sollten die Consuln eben so gut aus den Plebejern, als aus den Patriciern, gewählt werden. Die Patricier widersprachen diesen Vorschlägen der Tribunen mit der lebhaftesten Hartnäckigkeit; da man aber zum Kriege gegen die benachbarten Völker Truppen brauchte, so benusten die Tribunen diese Gelegenheit, um dem Senate wenigstens die Gestattung der vermischten Heyrathen abzuwingen. In Ansehung der plebejischen Consuln wollte der Senat aber durchaus nicht nachgeben. Da nun die Bürgertribunen darauf bestanden, so halfen sich die Patricier abermahls durch ihre Schlaueit aus dieser Verlegenheit heraus. Sie brachten

(445) neue Vorsteher des Staates, unter dem Nahmen der Kriegstribunen, in Vorschlag, welche fast eben so viel Gewalt als die Consuln haben sollten. Solche Kriegstribunen wurden noch mehrmahls gewählt, wenn die Zänkereyen der Bürgertribunen dem Senate Besorgniß erregten. Eine Folge derselben war eine neue Magistratsperson, welche die Patricier einführten. Bisher hatten die Consuln, so wie ehemals die Könige, das Lustrum selbst gehalten. Da sich aber, wegen des erweiterten Umfanges des römischen Gebietes, die Geschäfte der Consuln sehr vermehrt hatten, so bekamen sie einen sehr schicklichen Vorwand, (443) zwey neue Beamte ihres Standes anzustellen, welche das Lustrum, und die darauf sich beziehenden Angelegenheiten, besorgen sollten. Dieß war der Ursprung der Censoren, die in der Folge einen so wichtigen Einfluß bekamen.

Der Senat und die Patricier dachten immer auf Mittel, die ihnen die Gunst der gemeinen Bürger verschaffen, oder sie wenigstens dahin bringen konnten, sich bey der Ausführung der ehrgeizigen Entwürfe der Tribunen kaltblütiger

zu beweisen. Da sie sich so manchemal nicht wollten anwerben lassen, war der Senat darauf bedacht, ihrem Muth und ihrer Tapferkeit einen stärkern Antrieb zu geben. Freylich war es für die gemeinen Bürger oft sehr drückend, wenn sie für das Vaterland fechten, und dabey ihr häusliches Gewerbe versäumen mußten. Manche Familie war darüber in dürftige Umstände gerathen, und Beyspiele von dieser Art konnten die Neigung, sich dem Dienste des Vaterlandes zu widmen, gewaltig niederdrücken. Vortreflich war daher (406) der Einfall der Senatoren, denen, die unter dem Fußvolke dienten, Sold zu geben. Die Freude, welche die gemeinen Bürger darüber hatten, war so lebhaft, daß sie sich vor den Thüren des Senatspallastes versammelten, daß sie die weggehenden Senatoren bey der Hand faßten, und sie wahre Väter des Staates nannten; daß sie feyerlich erklärten, jeder von ihnen würde für ein so großmüthiges Vaterland seine letzten Kräfte aufzuopfern bereit seyn. Um diesen Sold aufzubringen, wurde eine neue allgemeine Steuer eingeführt. Die Bürgertribunen, die es mit Mißvergnügen sahen, daß es den Patriciern

ge:

geglückt war, den gemeinen Bürgern, ihren Absichten zuwider, Neigung für den Kriegsdienst einzulösen, gaben sich alle Mühe, die neue Einrichtung des Senats von einer tadelhaften Seite vorzustellen, und es demselben besonders zum Vorwurfe zu machen, daß die Abgabe auch von denen entrichtet werden müßte, die ihre besten Jahre im Dienste des Vaterlandes aufgeopfert hätten. Da die Senatoren aber in der pünktlichen Entrichtung der neuen Abgabe sich sehr sorgfältig bewiesen; da selbst die Senatoren ansehnliche Summen bewilligten, so folgten die gemeinen Bürger diesen Beyspielen mit Vergnügen, und die Absicht der Tribunen wurde vereitelt. Einige Jahre hernach verwilligte man auch denjenigen Truppen Gold, die zu Pferde dienten. Diese Einrichtung brachte wichtige Folgen hervor. Die Bürger zeigten sich jetzt so bereitwillig Kriegsdienste zu thun, daß sich der Senat nun im Stande befand, immer große Heere im Felde zu erhalten, und Eroberungsentwürfe zu machen. Seitdem bekamen die Kriege der Römer einen größern Umfang, und ihre Kriegswissenschaft bildete sich vollkommener aus.

Dieß zeigte sich besonders in dem Kriege, den die Römer mit den Hetruriern führten. Der Dictator M. Furius Camillus belagerte (396) die hetrurische Stadt Veji. Da dieser Ort so stark besetzt war, daß ein gerade gegen die Mauern gerichteter Angriff sehr gefährlich anfallen mußte, so ließ der Dictator unter der Erde bis an die Festung einen geheimen Weg graben. Da nun die Besatzung, während des Sturmes der Römer, zugleich in der Festung selbst überrascht wurde, so war ihr fernerer Widerstand ohnmächtig, und Camillus eroberte die Stadt, nachdem sie seit zehn Jahren fruchtlos belagert worden war. Die Belagerungen bestanden aber in diesem Zeitalter oft nur in Einschließungen. Dieß war der Fall, als eben der Camillus, der Veji erobert hatte, (394) die hetrurische Stadt Falerii angriff. Die Linien, die er um sie herum zog, waren so weitläufig, daß den Einwohnern zum Einathmen einer freyen Luft noch Platz genug übrig blieb. Dieß war besonders für ihre Kinder sehr angenehm, die ein gemeinschaftlicher Aufseher täglich vor die Stadt zu führen pflegte, um sie die nöthigen Leibesbewegungen machen zu lassen.

Der

Der damalige Aufseher machte den niederträchtigen Plan, durch einen verrätherischen Streich sein Glück zu machen. Er entfernte sich mit den seiner Aufsicht anvertrauten Knaben immer weiter von der Stadt, bis er, ohne verhindert zu werden, in das römische Lager kommen konnte. Auf einmahl erschien ein großer Haufe von Knaben, mit ihrem Aufseher an der Spitze, vor dem Hauptquartiere des Camillus. Der verrätherische Aufseher sagte zum Feldherrn der Römer: „mit diesen Knaben, deren Väter zu den Häuptern der Nation gehören, übergebe ich dir die Stadt.“ Camillus dachte jedoch zu edel, um von der niederträchtigen Denkart des Knabenaufsehers Gebrauch zu machen. Vielmehr ließ er unter die Knaben Ruthen austheilen, damit sie ihren entkleideten Aufseher in die Stadt zurückpeitschen könnten. Seine Großmuth rührte die Einwohner von Falerii so mächtig, daß sie sich nicht länger weigerten, ihm die Thore zu öffnen. Gegen den großen Camillus bewies sich aber das römische Volk sehr undankbar. Die gemeinen Bürger waren mit der Austheilung der Beute von Veji, wie sie Camillus gemacht hatte,

unzufrieden. Ein Bürgertribun unterstand sich, den vortrefflichen Feldherrn öffentlich anzuklagen. Dieß kränkte denselben so sehr, daß er sich freywillig aus Rom verbannte. In dieser Verbannung bekam er nun durch den gallischen Krieg Gelegenheit, sein Vaterland aus einer großen Gefahr zu retten.
